

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“ zu No. 14, Jahrgang 17.

J. B. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 11. Dezember 1896.

Welche?

Humoreske von H. Darjay.

„Welche, ach welche soll ich heirathen?“ fragte sich der Lieutenant Servais. „Ich habe Sie Beide ganz gleich lieb. Madeline wie Suzanne besitzen dieselben Augen, dieselbe Haarfarbe, dieselbe Gestalt, sie haben die nämliche Stimme, die nämlichen Liebhabeereien, die gleiche Anmuth. Es wird mir gar zu schwer, unter diesen Verhältnissen eine Wahl zu treffen, von der ich überzeugt bin, sie nicht sofort wieder zu bereuen.“

„Holla! Wer ist da?“
Es klopfte leise an die Thür.
„Ja, Herr Lieutenant,“ antwortete ein Husar und trat in's Zimmer.

„Schön. Wie viel Uhr, Jean?“

„Zehn Minuten nach Fünf,“ sagte die Ordnungszahl. „Der Herr Lieutenant haben gerade noch Zeit, wenn Sie zum Abmarsch recht kommen wollen.“

Eine Viertelstunde später sprang Servais in den Sattel und begab sich in den Kasernenhof zu seiner Eskadron.

Der Tag war völlig angebrochen, als das Regiment die Quartiere verließ, um zwei Meilen weit zu den Übungen zu marschieren.

Am Horizont der langen Ebene zeigte die Sonne ein Stückchen ihrer goldenen Scheibe. Der Morgenwind führte den erquickenden Duft frisch gemähten Heus mit sich und den Geruch der Blumen, die zu beiden Seiten der Straße im Schatten des Gehölzes sproßten.

Der Lieutenant trachte seiner Abtheilung zur Seite.

Wie weit weg doch seine Gedanken waren von dem umständlichen Angriffsplan, der um ihn herum das alleinige Gesprächsthema bildete! Blödsinnig richtete er sich auf, zog die Uniformstraff an und hielt sich forsch auf dem hellebarnen, englischen Sattel, von dem sich das tiefe Schwarz der Montur vortheilhaft abhob. Das Regiment kam an der Wohnung der Damen Ronceray vorüber.

Das Haus machte einen herrschaftlichen Eindruck und war von einem Garten umgeben, dessen Aussehen sorgfältige Pflege verrieth. Auf den kunstlerisch angelegten Beeten mischten Geranien ihre leuchtenden Farben mit dem sanften Grün der Rebellen; ein Teich, über den sich eine Naturholzbrücke wölbte, spiegelte die ersten Strahlen der Sonne wieder; hinter einem Gitter entdeckte der Beschauer Fasanen, Rebhühner und wilde Tauben.

„Sie sind da,“ sagte sich der Lieutenant. Sein Herz schlug zum Zerschmelzen.

Wirklich beobachteten Madeline und Suzanne hinter den halb geschlossenen Läden den Vorbeimarsch der Husaren. Doch bei Servais' Erscheinen stieß die Jüngere den Läden auf; es durchfuhr den jungen Offizier wie ein Blitz. Alle Augen wandten sich nach dem Husar, welches das anmuthige Bild in seinem Rahmen umschloß.

Gleich an Schönheit, gleich an Liebreiz, wie es sich der Lieutenant gesagt hatte, lächelten die jungen Mädchen in die friebliche Morgenlandschaft hinaus. Ihre Ähnlichkeit fiel beratt in die Augen, daß eine Verwechslung sehr entschuldbar gewesen wäre. Dunkel wie die Nacht waren ihre Haare, ihre Augen blau gleich dem Bergjähmeinnicht.

Der Lieutenant verneigte sich und sandte Verlöschen einen Gruß hinauf, dessen stumme Verehrbarkeit von den jungen Mädchen wohl gewirkt wurde.

„Welche? Welche?“ hörte er nicht auf, sich zu fragen, der unglückliche Lieutenant.

Am Sammelplatz umringten ihn die Kameraden.

„Glückspilz!“ rief der Rittmeister Harmand ihm zu. „Was, Sie tannnten diese beiden ausersessenen Perlen

und haben uns noch nie von ihnen gesprochen?“

„Sehr leicht erklärlich,“ witzelte der Unterlieutenant Dubrulle. Kamerad Servais hat Angst, man könne ihm Konkurrenz machen.“

„Das fürchte ich durchaus nicht,“ erwiderte Servais. „Ich verkehre erst seit knapp vier Wochen in der Familie Ronceray und werde demnächst heirathen.“

„Welche?“ fragten zu gleicher Zeit der Rittmeister und der Unterlieutenant.

„Ach, da liegt eben der Hase im Pfeffer!“ sagte der arme Verliebte, „daß ich das nicht weiß. Ich liebe sie alle Beide, Eine wie die Andere.“

„Donnerwetter!“ bemerkte der Rittmeister bewundernd. „Das geht aber flott bei Ihnen! Schneidig!“

„Oh, aber gar nicht,“ begann Servais von Neuem mit kummervoller Miene, „ich leide unter dieser lächerlichen Geschichte und gäbe viel darum, wenn ich mit mir selbst in's Reine kommen könnte.“

„Lieber Freund,“ schlug der Unterlieutenant in biederem Tone vor, „wenn ich Dir unter diesen Umständen irgendetwas von Nutzen sein kann, thue mir nicht die Kränkung an, daß Du meine Dienste verschmäht.“

„Ich denke so,“ sprach der Rittmeister dazwischen. „Sie stellen uns den Damen vor. Nach dem ersten Besuche werde ich Ihnen schon sagen, welche die Bewählte ist, Ihre eigentliche Flamme. Ich habe ein ganz besonderes Talent in derartigen Verwicklungen. Es ist doch eine gute Familie.“

„Oh, Herr Rittmeister, die Damen Ronceray sind die Töchter eines in den Kolonien gefallenen Obersten. Ihr Vermögen ist ebenso groß wie ihre Schönheit.“

„Und das will etwas heißen,“ meinte der Lieutenant Dubrulle.

„Und was die Anständigheit betrifft —“

„Genug,“ unterbrach ihn Rittmeister Harmand, „wir gehen hin. Ich bin ganz in der Laune, Ihnen einen Gefallen zu erweisen. Aber eben höre ich das Signal, schnell zu Pferde, meine Herren, wir wollen später darüber reden, beim Essen.“

Nach beendeter Übung begaben sich die Reiter in's Quartier zurück. Lieutenant Servais gab Jean seine Befehle; Rittmeister Harmand und der Unterlieutenant Dubrulle einigten sich dahin, nach Tisch mit ihrem Freund zusammen Frau Ronceray zum ersten Male zu besuchen.

Die Dame empfing die von dem Lieutenant vorgestellten Offiziere mit der größten Lieblichkeit. Madeline und Suzanne boten Thee an mit ihren zarten Händen, die weißer als das Porzellan der Meißener Tassen schienen.

Bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Dann setzte Madeline sich an's Klavier, während Suzanne mit dem Lieutenant Dubrulle, der eine hübsche Tenorstimme besaß, Duette aus Operetten durchprobirte.

„Wundervoll, wunderbar!“ rief der begeisterte Rittmeister. „Das ist ein Abend, den ich nie in meinem Leben vergessen werde.“

Die Stunden schwandten wie im Fluge. Es war schon spät, als die Offiziere an's Abschiednehmen dachten.

Eine ruhige Nacht, wie geschaffen zum Spazierengehen, eine richtige Sommernacht. Auf der weißen, mondbeschienenen Landstraße kamen die drei Freunde rasch in's Pflaubern.

„Nun, Herr Rittmeister,“ fragte Servais, „wissen Sie, welche mir am besten gefällt?“

„Oh, oh, mein Lieber, ich verstehe vollkommen Ihre Qual. Sie sind so schön und so ähnlich, alle Beide. Man muß gestehen, daß Madeline eine vortreffliche Clavierpielerin ist, aber Suzanne singt dafür entzückend.“

„Ach ja!“ bestätigte der Unterlieutenant.

„Und wirklich, Servais, ich muß

gestehen, daß mein Scharfblick auch manchmal veragt. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung giebt es hier ein Mittel, Ihre wahre Geliebte ausfindig zu machen.“

„Sagen Sie's mir rasch, Herr Rittmeister.“

„Hören Sie denn. Ich will Ihnen sagen, was ich thun würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich würde ganz gemüthlich einen kleinen Urlaub von so acht bis vierzehn Tagen nehmen, und weit, weit wegreisen. In der Ferne gewinnt man am besten Klarheit über seine natürlichen Gefühle. Fahren Sie im Land' umher, gehen Sie nach dem Süden, an die blauen Gestade der Riviera. Und dort, am Meere, besinneln Sie sich auf Ihr wahres Selbst, schließen die Augen, stellen sich Madeline's und Suzanne's Bild vor, überlegen und vergleichen in Seelenruhe. Ich will einen Schwur darauf ablegen, daß Sie bei Ihrer Rückkehr völlig im Klaren sind.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte der Lieutenant, „aber wie kann ich diesen Urlaub bekommen?“

„Bin ich etwa nicht mehr auf der Welt, ich, Ihr Rittmeister, als Bürge für die Wahrheit unseres Vorwandes? Sie dürfen ganz ruhig sein, ich Sorge für Alles.“

„Ach, tausend Dank, Herr Rittmeister,“ rief der Lieutenant bewegt, „ich versichere Sie...“

„Schon gut, schon gut, lieber Freund. Man muß sich doch im Leben einander beistehen.“

Zwei Tage darauf schnallte Servais seinen Koffer und begab sich auf den Weg nach dem Mitteländischen Meere, ihm das Geheimniß seiner verschleierte Liebe zu entreißen.

Während er nun zwischen Toulon und Nizza umhertrieb, konnte man Rittmeister Harmand und den Unterlieutenant mit vieler Beharrlichkeit bei Frau Ronceray Besuche abstatten sehen. Der Rittmeister machte Madeline den Hof und der Unterlieutenant umwarb Suzanne, was bei Jedem mit einem Heirathsantrag schloß, den aber Beide sorgsam vor einander geheim hielten.

„Ich bin mit meinem Gewissen in Frieden,“ sagte sich der Rittmeister. „Wenn der Lieutenant zurückkommt, wird es mir ein Leichtes sein, ihn zu überreden, daß es Suzanne ist, die er liebt.“

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen,“ dachte der Unterlieutenant. „Wenn Kamerad Servais zurück sein wird, kann ich ihn ohne Mühe davon überzeugen, daß er Madeline heirathen muß.“

Nach Ablauf seines Urlaubs erschien Servais wieder am Offiziers-Tisch.

Seltener Weise trugen alle Drei verlegene Mienen zur Schau. Es war offenbar, daß das unternehmliche Zusammenkommen von Keinem freudig begrüßt wurde; sie begegneten einander mit sichtlichem Zurückhalten.

Rittmeister Harmand sah sich endlich ein Herz. Er war der Erste, der das Wort ergriß.

„Also,“ sagte er mit einem tiefen Athemzuge, „es ist ausgemacht, Sie heirathen Suzanne.“

„Nein, nein, Sie wollten sagen: Madeline,“ berichtete rasch der Unterlieutenant.

„Suzanne!“

„Aber Hölle und Teufel,“ donnerte der Rittmeister, „ich habe doch um Fräulein Madeline's Hand angehalten und bin erhört worden.“

„Und ich habe um Fräulein Suzanne's Hand gebeten und habe ihr Jawort erhalten,“ plagte nun der Unterlieutenant heraus.

„Ach meine Freunde,“ sagte Servais, dessen Gesicht sich erstaunlich schnell erhellte, „wie glücklich macht mich dies, denn in Cannes habe ich ja eine junge Dame gefunden, die ich anbede — in vier Wochen soll die Hochzeit sein.“

„Vortrefflich,“ fiel der Rittmeister ein, „so ist Alles in schönster Ordnung, und jetzt haben wir es nicht mehr nöthig, uns zu fragen: „Welche?““

Nicht zu Hause.

Stizzen von J. Berger.

Nicht zu Hause! Ihr häßlichen, gleichgiltigen, oft lügnerrischen Worte! Welch eine Welt von Schmerz, Groll, Mergel und Enttäuschung habt ihr oft im Gefolge!

Es ist Mitternacht! Durch die öden Straßen jagt der Sturm und peitscht schwere Regentropfen auf das Straßpflaster. Kein Sternlein blinkt zur Erde hernieder. Undurchdringlich und schwarz ist die Finsterniß dieser Nacht.

Aber die einsame Frau dort, welche mit dem Sturm zu eilen scheint, fühlt weder Regenschauer noch Kälte. Nur ein Gedanke treibt sie weiter, immer weiter. Ihr Kind ist sehr krank, die Krämpfe schütteln seinen kleinen Körper. Die arme Frau jagt in ihrer Herzensangst zu dem einzigen Arzte der kleinen Stadt, zu welchem sie heute wohl schon dreimal geschickt. Er war „nicht zu Hause“, hieß es immer wieder. Aber jetzt, um des Himmels Barmherzigkeit willen, jetzt mitten in der Nacht muß er zu Hause sein. Ihr Kind darf ja nicht sterben, die Mutter muß ihm Hilfe bringen. Da ist sie schon vor dem Hause des Doktors angelangt. Heftig reißt sie an der Nachtkloode. Niemand öffnet. Noch einmal und noch einmal schellt sie. Jetzt endlich lassen sich schlürfenende Tritte hören. Eine brummige Stimme fragt: „Wer ist da?“

„Der Doktor muß mitkommen, gleich, sofort, mein Kind liegt im Sterben!“ schreit das junge Weib durch die ein klein wenig geöffnete Hausthür.

Was wird ihr zur Antwort?

„Der Herr Doktor ist über Land gefahren, der alte Graf in Neuborf hat sich erkältet.“ Wie betäubt hört die Frau die Worte; sie scheint ihren Inbalt kaum zu verstehen. Sie fragt wie geistesabwesend noch einmal: „Nicht wahr, der Doktor kommt jetzt mit?“

„Ne, Frau, hören Sie denn nicht?“ ruft die Stimme der rohen Magd, „der Doktor ist „nicht zu Hause!“ und sie schlägt schellend die schwere Thür zu. Jetzt erst erfährt die Mutter den Sinn der schrecklichen Worte, „der Doktor ist nicht zu Hause.“

Nun ist ihr Kind verloren — mit wankenden Schritten eilt sie dem Hause zu. Sie stürzt an das Bettchen ihres einzigen Kindes — ach, da war kein Arzt mehr nöthig!

„Amtsrichterchen, Amtsrichterchen! Ich warne Sie. Schon zwei volle Monate sind Sie in unserer Stadt und haben Ihren Kollegen noch immer keinen Besuch abgestattet! — Ich fürchte, man vergißt Ihnen diesen „faux pas“ nicht. Holen Sie nur morgen das Versäumte nach und begeben Sie sich auf die Visitentour, sonst stehe ich für nichts!“

Der junge Amtsrichter zuckt lächelnd die Achseln, drückt dem wohlmeinenden, jovialen Arzt die Hand und erklart sehr ruhig, daß er sich nächstens den Richterfamilien vorstellen werde.

Indessen läßt er noch eine bedeutliche Zeit verstreichen, ehe er den Vorfall ausführlich. Man ist empört über die Formlosigkeit. Die Kollegenfragen stecken in den Kaffees ihre Köpfe zusammen. Armer Amtsrichter! Es ist anzunehmen, daß hier ein Komplott gegen Dich geschmiedet wird.

Endlich besinnelt sich der junge Mann seines gegebenen Versprechens. Eines Sonntags Vormittag, punkt zwölf Uhr, steht er in Frack, Cylinder und tabellosem Glace vor der Thür des Präsidenten. Er klingelt. Ein dienstbeflissener Diener öffnet sofort.

„Herrschaften zu Hause?“

„Bedaure sehr,“ erwiderte der Wohl-instruirte. „Herrschaften sind „nicht zu Hause.“ Die Karte wird abgegeben, und der junge Mann geht weiter.

Dasselbe Gespräch mit den dienenden Geistes der anderen Familien erneuert sich. Immer tönt ihm von den Lippen der Domestikwelt das „Nicht zu Hause“ entgegen.

Nun hat er nur noch einen Besuch abzuschließen.

Doch etwas verstimmt über diese fortwährenden Abweisungen, will er jetzt dem öffnenden Mädchen zuvorkommen, er überreicht seine Karte mit dem Zusatz: „Herrschaften sind nicht zu Hause, nicht wahr?“ Das Dienstmädchen geht in das Zimmer und kommt mit der Antwort wieder: „Frau Käthlin Tarnow läßt bitten.“

Erstaunt tritt er in das Wohnzimmer der Familie. Eine junge, freundliche Frau empfängt ihn. Nach der üblichen Begrüßung sagt sie munter: „Aber Herr Amtsrichter, Sie haben uns Alle recht lange auf Ihren Besuch warten lassen!“

„Ja meine gnädige Frau, ich betenne mich schuldig, man hat mich auch mein Versäumtes büßen lassen; ich wurde von allen Thüren mit einem strengen „Nicht zu Hause!“ fortgewiesen. Nur Sie, meine Gnädige, waren so gültig, den armen Sünder halbwegs aufzunehmen.“

„O, ich war nicht im Komplott,“ erwiderte sie lustig. Da öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen tritt herein.

„Erlaube, liebe Schwester, daß ich Dir Herrn Amtsrichter von Zimmermann vorstelle.“

Alice Walben, die schöne Schwester der kleinen, lebenswürdigen Frau, verbeugte sich erröthend. Noch eine kurze Unterhaltung, und der junge Mann entfernte sich.

Wochen waren vergangen. Zimmermann hatte im Laufe dieser Zeit trotz der ertheilten Erlaubnisse keine Freundschaft noch von allen Kollegenfamilien Einladungen zu großen und kleinen Gesellschaften erhalten. Denn so ganz und gar durfte man den jungen, reichen Mann nicht fallen lassen, hatte die tüchtere Frau Direktor den übrigen Damen erklärt. Aber, welche Enttäuschung! Der Amtsrichter lehnte überall ab; nur in der Familie Tarnow verkehrte er oft und gern.

Als der Winter zu Ende ging, da war es kein Geheimniß mehr, daß die schöne Alice Walben und Franz von Zimmermann sich für's Leben gefunden hatten.

Meister und Gefellen haben Feierabend gemacht. Der ehrsame Schuhmachermeister Gottlieb Funke zieht sich seinen Sonntagsgrod an. Dann nimmt Funke ein Paar soeben fertig gewordene zierliche Atlasstiefelchen vom Tisch, hüllt sie vorzüglich ein und macht sich auf den Weg zur Signora Albina, der Primadonna des Stadttheaters. Seine Frau sagt ihm zum Abschied: „Alter, vergiß die Rechnung nicht! Es sind jetzt schon hundert Mark, die uns Albina schuldet. In acht Tagen müssen wir unsere Miethe bezahlen, und das Geld ist noch nicht beisammen, also überreiche ihr nur die Rechnung!“

„Mutter, sei nicht so ängstlich um das Geld besorgt!“ brummte der Alte im Fortgehen, nachdem er aber doch wohlwollend auf den Rath seiner Frau die Rechnung an sich genommen hatte.

Bald ist er vor dem Hause der Sängerin angelangt. Ein allerliebster Kammerlädchen öffnet auf sein Klingeln. Noch ehe er zu Worte kommen kann, sagt das Mädchen schnippisch: „Nun endlich bringen Sie die Schuhe! Meine Gnädige wartet schon lange darauf. Signora will auf den Mastenball gehen,“ und sie nimmt ihm rasch das kleine Paket aus der Hand. „Hier, schönes Kind, ist auch die Rechnung; ich werde auf die Bezahlung warten.“

„Ach, die Signora ist nicht zu Hause,“ erwiderte ihm Lisette gebedrhten Tones, „kommen Sie gelegentlich einmal wieder!“ und damit hatte sie sich rasch mit den Schuhen entfernt, die Thür hinter sich zuschlagend.

Enttäuscht ging Funke nach Hause, mit dem festen Voratz, morgen wieder die Rechnung zu präsentiren. Aber auch da gelang es ihm nicht, zu seinem Gelde zu kommen. Er kam immer und immer wieder vergebens; die berühmte Sängerin war immer „nicht zu Hause“. Nach einiger Zeit wollte er es zum letzten Male versuchen, auf gültlichem Wege die Summe zu erhalten. Schon auf der Treppe ruft ihm die Zofe entgegen: „Die Albina ist nicht zu Hause, Meister; sie kommt überhaupt nicht mehr nach Hause. Heute Nacht ist sie mit dem biden Tenoristen Brüller entflohen und Sie und viele andere Leute haben das Nachsehen.“

Mit verbüßtem Gesicht vernahm Funke diese Schreckensstunde. Zu seinem Aerger um das verlorene Geld gefellte sich noch die Furcht vor seiner Frau. Wie wird die arme Seele das Unglück tragen? Am liebsten ginge Funke, der gute Mann, auch „nicht nach Hause“.

Es wird berichtet: „Prof. Erich Schmidt hat als Sekretär der Kommission der Schillerpreis-Stiftung resignirt. Den Anlaß hat die Weigerung des Kaisers gegeben, den Preis des letzten Jahres Gerhart Hauptmann, als dem Schöpfer des „Hannele“, zu verleihen.“

Also doch ein Mann unter den Wackelknechten! Aber vielleicht bekommen jetzt die Anderen auch Courage.

Ein französischer Professor der Chemie hat auf dem Wege des wissenschaftlichen Experimentirens mit organischen Stoffen die Entdeckung gemacht, daß Gasolin das weibliche Stimmorgan vergrößert. Auf dem Wege der alljährlichen Erfahrung der organischen Welt war man schon längst mit einem gleichwirkenden Agens nur zu gut bekannt. Man sage zu einer Frau nur einmal: Nein!

Ein langwieriger Kampf ist glücklich beendet: Die Kunstkommission und das Direktorium der Bostoner Bibliothek haben der bekannten Skulptur der „Bachantin“ Einlaß in die heiligen Hallen der Bibliothek gewährt, nachdem sich die nackte Bachantin wohl genügend geschämt hat — über die Kurzsichtigkeit jener „Kunst-Kommission“ in ästhetischen Sachen.

Die Geschichte von dem „Lopement“ der Tochter von Don Carlos, der Prinzessin Elvira, ist doch etwas anders, als man's zuerst gemeldet hatte: der Mann, mit welchem sie entflohen, war nichts weniger als ein Krüppel — er ist ein bildschöner Mann; auch nicht ein Mann aus niedrigerem Geblüte — er ist ein hochgeborener Graf; sie floh auch nicht von wegen ihrer bösen Stiefmutter — sie lief dem Grafen nach, weil sie in toller Liebe zu ihm entbrannt und jahrelang vorher „nerbös“, „hystrisch“ war....

In einer Chicagoer Frauenversammlung ist dieser Tage das Thema erörtert worden: „Sollen wir unsere Knaben körperlich züchtigen?“ Man stritt hin und her, die Einen sagten ja, die Anderen nein, und schon wollte man sich vertragen, ohne zu einem Resultat gekommen zu sein, als ein zufällig anwesender Arzt als Schiedsrichter angerufen wurde. Und der hat an und sagte: „Meine Damen! wenn ein Junge die Pöden hat, dann muß ich ihn in eine gründliche Kur nehmen; und wenn er sie noch nicht hat, dann tämpe ich ihn, daß er sie nicht kriegt.“

Freund: „... Nun bist Du ja ein glücklicher Ehemann und hast Dein eigenes Heim!... Wie kommt Dir's denn so vor?“

Junger Ehemann (leise): „Etwas unheimlich!“

„Herrschaften zu Hause?“

„Bedaure sehr,“ erwiderte der Wohl-instruirte. „Herrschaften sind „nicht zu Hause.“ Die Karte wird abgegeben, und der junge Mann geht weiter.

Dasselbe Gespräch mit den dienenden Geistes der anderen Familien erneuert sich. Immer tönt ihm von den Lippen der Domestikwelt das „Nicht zu Hause“ entgegen.

Nun hat er nur noch einen Besuch abzuschließen.

Doch etwas verstimmt über diese fortwährenden Abweisungen, will er jetzt dem öffnenden Mädchen zuvorkommen, er überreicht seine Karte mit dem Zusatz: „Herrschaften sind nicht zu Hause, nicht wahr?“ Das Dienstmädchen geht in das Zimmer und kommt mit der Antwort wieder: „Frau Käthlin Tarnow läßt bitten.“

Erstaunt tritt er in das Wohnzimmer der Familie. Eine junge, freundliche Frau empfängt ihn. Nach der üblichen Begrüßung sagt sie munter: „Aber Herr Amtsrichter, Sie haben uns Alle recht lange auf Ihren Besuch warten lassen!“

„Ja meine gnädige Frau, ich betenne mich schuldig, man hat mich auch mein Versäumtes büßen lassen; ich wurde von allen Thüren mit einem strengen „Nicht zu Hause!“ fortgewiesen. Nur Sie, meine Gnädige, waren so gültig, den armen Sünder halbwegs aufzunehmen.“

„O, ich war nicht im Komplott,“ erwiderte sie lustig. Da öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen tritt herein.

„Erlaube, liebe Schwester, daß ich Dir Herrn Amtsrichter von Zimmermann vorstelle.“

Alice Walben, die schöne Schwester der kleinen, lebenswürdigen Frau, verbeugte sich erröthend. Noch eine kurze Unterhaltung, und der junge Mann entfernte sich.

Wochen waren vergangen. Zimmermann hatte im Laufe dieser Zeit trotz der ertheilten Erlaubnisse keine Freundschaft noch von allen Kollegenfamilien Einladungen zu großen und kleinen Gesellschaften erhalten. Denn so ganz und gar durfte man den jungen, reichen Mann nicht fallen lassen, hatte die tüchtere Frau Direktor den übrigen Damen erklärt. Aber, welche Enttäuschung! Der Amtsrichter lehnte überall ab; nur in der Familie Tarnow verkehrte er oft und gern.

Als der Winter zu Ende ging, da war es kein Geheimniß mehr, daß die schöne Alice Walben und Franz von Zimmermann sich für's Leben gefunden hatten.

Meister und Gefellen haben Feierabend gemacht. Der ehrsame Schuhmachermeister Gottlieb Funke zieht sich seinen Sonntagsgrod an. Dann nimmt Funke ein Paar soeben fertig gewordene zierliche Atlasstiefelchen vom Tisch, hüllt sie vorzüglich ein und macht sich auf den Weg zur Signora Albina, der Primadonna des Stadttheaters. Seine Frau sagt ihm zum Abschied: „Alter, vergiß die Rechnung nicht! Es sind jetzt schon hundert Mark, die uns Albina schuldet. In acht Tagen müssen wir unsere Miethe bezahlen, und das Geld ist noch nicht beisammen, also überreiche ihr nur die Rechnung!“

„Mutter, sei nicht so ängstlich um das Geld besorgt!“ brummte der Alte im Fortgehen, nachdem er aber doch wohlwollend auf den Rath seiner Frau die Rechnung an sich genommen hatte.

Bald ist er vor dem Hause der Sängerin angelangt. Ein allerliebster Kammerlädchen öffnet auf sein Klingeln. Noch ehe er zu Worte kommen kann, sagt das Mädchen schnippisch: „Nun endlich bringen Sie die Schuhe! Meine Gnädige wartet schon lange darauf. Signora will auf den Mastenball gehen,“ und sie nimmt ihm rasch das kleine Paket aus der Hand. „Hier, schönes Kind, ist auch die Rechnung; ich werde auf die Bezahlung warten.“

„Ach, die Signora ist nicht zu Hause,“ erwiderte ihm Lisette gebedrhten Tones, „kommen Sie gelegentlich einmal wieder!“ und damit hatte sie sich rasch mit den Schuhen entfernt, die Thür hinter sich zuschlagend.

Enttäuscht ging Funke nach Hause, mit dem festen Voratz, morgen wieder die Rechnung zu präsentiren. Aber auch da gelang es ihm nicht, zu seinem Gelde zu kommen. Er kam immer und immer wieder vergebens; die berühmte Sängerin war immer „nicht zu Hause“. Nach einiger Zeit wollte er es zum letzten Male versuchen, auf gültlichem Wege die Summe zu erhalten. Schon auf der Treppe ruft ihm die Zofe entgegen: „Die Albina ist nicht zu Hause, Meister; sie kommt überhaupt nicht mehr nach Hause. Heute Nacht ist sie mit dem biden Tenoristen Brüller entflohen und Sie und viele andere Leute haben das Nachsehen.“

Mit verbüßtem Gesicht vernahm Funke diese Schreckensstunde. Zu seinem Aerger um das verlorene Geld gefellte sich noch die Furcht vor seiner Frau. Wie wird die arme Seele das Unglück tragen? Am liebsten ginge Funke, der gute Mann, auch „nicht nach Hause“.

Es wird berichtet: „Prof. Erich Schmidt hat als Sekretär der Kommission der Schillerpreis-Stiftung resignirt. Den Anlaß hat die Weigerung des Kaisers gegeben, den Preis des letzten Jahres Gerhart Hauptmann, als dem Schöpfer des „Hannele“, zu verleihen.“

Also doch ein Mann unter den Wackelknechten! Aber vielleicht bekommen jetzt die Anderen auch Courage.

Ein französischer Professor der Chemie hat auf dem Wege des wissenschaftlichen Experimentirens mit organischen Stoffen die Entdeckung gemacht, daß Gasolin das weibliche Stimmorgan vergrößert. Auf dem Wege der alljährlichen Erfahrung der organischen Welt war man schon längst mit einem gleichwirkenden Agens nur zu gut bekannt. Man sage zu einer Frau nur einmal: Nein!

Ein langwieriger Kampf ist glücklich beendet: Die Kunstkommission und das Direktorium der Bostoner Bibliothek haben der bekannten Skulptur der „Bachantin“ Einlaß in die heiligen Hallen der Bibliothek gewährt, nachdem sich die nackte Bachantin wohl genügend geschämt hat — über die Kurzsichtigkeit jener „Kunst-Kommission“ in ästhetischen Sachen.

Die Geschichte von dem „Lopement“ der Tochter von Don Carlos, der Prinzessin Elvira, ist doch etwas anders, als man's zuerst gemeldet hatte: der Mann, mit welchem sie entflohen, war nichts weniger als ein Krüppel — er ist ein bildschöner Mann; auch nicht ein Mann aus niedrigerem Geblüte — er ist ein hochgeborener Graf; sie floh auch nicht von wegen ihrer bösen Stiefmutter — sie lief dem Grafen nach, weil sie in toller Liebe zu ihm entbrannt und jahrelang vorher „nerbös“, „hystrisch“ war....

In einer Chicagoer Frauenversammlung ist dieser Tage das Thema erörtert worden: „Sollen wir unsere Knaben körperlich züchtigen?“ Man stritt hin und her, die Einen sagten ja, die Anderen nein, und schon wollte man sich vertragen, ohne zu einem Resultat gekommen zu sein, als ein zufällig anwesender Arzt als Schiedsrichter angerufen wurde. Und der hat an und sagte: „Meine Damen! wenn ein Junge die Pöden hat, dann muß ich ihn in eine gründliche Kur nehmen; und wenn er sie noch nicht hat, dann tämpe ich ihn, daß er sie nicht kriegt.“

Freund: „... Nun bist Du ja ein glücklicher Ehemann und hast Dein eigenes Heim!... Wie kommt Dir's denn so vor?“

Junger Ehemann (leise): „Etwas unheimlich!“